

Peter Habermehl: *Perpetua und der Ägypter oder Bilder des Bösen im frühen afrikanischen Christentum*. Ein Versuch zur *Passio Sanctarum Perpetuae et Felicitatis*. 2. überarbeitete Auflage. Berlin, New York (Walter de Gruyter) 2004. S. 341. 98€,-

Die *Passio Perpetuae et Felicitatis* ist nicht nur einer der eindrucksvollsten Texte des frühen Christentums, sie ist auch ein Unikum innerhalb der gesamten Literaturgeschichte der Antike: höchstwahrscheinlich ist eine Frau die Autorin des in der *Passio* enthaltenen Tagebuchs (eine sonst aus der Antike unbekanntes Textsorte), somit wäre Perpetua eine der wenigen Prosaautorinnen der antiken Literatur. Zudem wurde der Text, so wie er sich uns präsentiert, von drei verschiedenen Autoren verfasst: dem sog. Redaktor, Perpetua und ihrem Gefährten Saturus. Die große Faszination des Werks lässt sich dabei nicht von seiner Rätselhaftigkeit trennen, die den Text allen Methoden einer traditionell philologischen Herangehensweise zu entziehen scheint. Das Änigma besteht aus einigen grundlegenden Fragen, die eben nicht zu lösen sind: wie viele Autoren sind an der *Passio* beteiligt? Ist das Tagebuch von Perpetua selbst in den allerletzten Tagen ihrer Gefangenschaft verfasst worden oder handelt es sich dabei um eine literarische Fiktion? Ist der Autor des Tagebuchs eine Frau oder ein Mann? Hat diese oder dieser auf Latein oder Griechisch geschrieben? Alle diese Aspekte sind eng miteinander verbunden und bewirken, dass jede philologische, historische oder theologisch-doktrinaire Frage zu einer veritablen Philosophie des Textes wird: die *Passio* konfrontiert die Leser nicht nur mit einer möglichen Interpretation, sondern wirkt selbst theoriebildend. Die ideale Interpretation wäre jene, die sich diesen Fragen gegenüber zurückhält und eine Art *epoché* praktiziert, um die von einer inneren Zerbrechlichkeit bestimmte Harmonie dieser literarischen Rarität nicht zu stören. Eine konkrete Interpretation aber verlangt eine Stellungnahme in Bezug auf die oben genannten Fragen. Darin besteht das Unergründliche der *Passio*, darin ihre Größe, darin aber auch ihre grundsätzliche Uninterpretierbarkeit.

Diese Rätselhaftigkeit versucht Peter Habermehl in seinem Buch mit den Werkzeugen einer soliden klassisch-philologischen sowie patristischen Ausbildung zu domestizieren. Die Arbeit trägt den Titel *Perpetua und der Ägypter oder Bilder des Bösen im frühen afrikanischen Christentum* und ist die zweite überarbeitete Auflage des unter demselben Titel 1992 erschienenen Bandes (beide Auflagen drucken auch den lateinischen Text und eine Übersetzung ins Deutsche ab). Genau genommen kann von einer wirklichen Überarbeitung aber nicht die Rede sein. In diesem Zusammenhang muss auf eine

wichtige Tatsache hingewiesen werden: 1992 war H.s Werk die einzige Monografie über die *Passio*, in den vergangenen zwölf Jahren aber ist das Interesse für den frühchristlichen Text gestiegen und die Zahl der Beiträge zu verschiedenen Aspekten des Werkes hat sich vervielfacht. Diese neueren Beiträge, wenn auch sorgfältig am Ende des Bandes aufgeführt, werden zwar von H. teilweise im Laufe des Werks und bei Einzelfragen erwähnt, ihre Ergebnisse scheinen aber nicht in seine Argumentation eingegangen zu sein und die Darstellung der ersten Fassung modifiziert zu haben. In dieser Hinsicht muss betont werden, dass H. an keiner Stelle seine eigenen Überlegungen und Ergebnisse mit denen anderer Wissenschaftler konfrontiert. Diesbezüglich seien hier nur zwei Beispiele erwähnt. Am Anfang seiner Betrachtung betont H., er habe sich hauptsächlich mit den literarischen Aspekten des Textes befasst, wobei er seine „Methodik im weitesten Sinne als literaturwissenschaftlich definieren“ möchte (S. 2f.). Und nach wenigen Zeilen erklärt er weiter: „An den Endpunkt der literarischen Analyse stelle ich die in der Forschung bisher eher vernachlässigten Fragen nach Adressatenkreis und Aufgabe der *Passio*.“ (S. 3). Es muss an dieser Stelle daran erinnert werden, dass sich schon Peter Dronke 1984 in seiner Betrachtung *Women Writers of the Middle Ages* für eine „literarische“ Lektüre der *Passio* engagiert hat, und dabei auch auf die bereits 1951 von Marie-Louise von Franz vorgestellte archetypische Interpretation der vier Visionen der Perpetua zurückgreift. Aber gerade auf dem schwierigen Gebiet der Literarizität eines so ungreifbaren Werks haben auch andere nach 1992 wichtige Beiträge geliefert (s. neben anderen insbesondere Shaw 1993, Vierow 1999 und Bremmer 2002, die in der Bibliographie des Bandes zu finden sind, aber auch J. Farrell, *Latin Language and Latin Culture from Ancient to Modern Times*, Cambridge 2002, 52-83), deren Herangehensweise und Methode von Habermehl jedoch kaum berücksichtigt werden.

Als zweites Beispiel möchte ich H.s Betrachtung des Martyriums heranziehen, vor allen Dingen in seinem ersten Exkurs („Die Idee des Martyriums“) sowie im fünften („Die Literatur des Martyriums“). Diese beiden Teile wären an sich für die Definitionen des existentiellen Erlebnisses von Perpetua einerseits und des Literaturtypus andererseits (von „Gattung“ zu sprechen, ist in diesem Fall eher problematisch, wie H. S. 199 richtig betont) von großer Bedeutung, und verdienten gerade im Kontext einer literarischen Interpretation des Werks sicherlich mehr Beachtung als den eines bloßen „Exkurses“.

Hier ist die Darstellung des faszinierenden Themas des Martyriums eher deskriptiv, und auf einige Argumente beschränkt, eine Problematisierung und Verknüpfung mit den literarischen Aspekten fehlt jedoch. Was ich an diesem Punkt vermisst habe, ist nicht nur den Hinweis auf das wichtige Buch von G. Bowersock, *Martyrdom and Rome* (Cambridge 1995), sondern auch eine theoretische und vielleicht nuanciertere Verbindung des frühchristlichen Martyriums mit dem antiken Erfahrungsfeld, das die moderne Historiographie oft als jüdisches bzw. heidnisches „Martyrium“ bezeichnet. Insbesondere Bowersock argumentiert stringent dagegen, dass es sich beim ‚eigentlichen‘ (christlichen) Martyrium um ein sowohl der griechisch-römischen als auch der jüdischen Kultur fremdes Ereignis handelt (s. dazu auch P. Brown, *The Cult of Saints. Its Rise and Function in Latin Christianity*, London 1981, sowie der H. nicht bekannte Aufsatz von C. Straw, „A very Special Death“. *Christian Martyrdom in its Classical Context*, in M. Cormack [Hrsg.], *Sacrificing the Self. Perspectives on Martyrdom and Religion*, Oxford 2002, 39-57).

Aber nun einige Überlegungen zu Titel, Aufbau und einzelnen Aspekten des Bandes. Der Titel der Arbeit ist zu bescheiden, da sie in der Tat viel komplexer und anspruchsvoller ist als das angekündigte Thema. Das Buch profiliert sich vielmehr als Interpretation des ganzen Textes und auch den anderen Teilen der *Passio* wird so viel Aufmerksamkeit wie der vierten Vision geschenkt. Dass die *Passio* sich als heterogener Text präsentiert, ist ein Faktor ihres Reizes. Schon Jacques Fontaine 1968 (s. Bibliographie) spricht von einer *esthétique composite*. Mit dieser kompositorischen Struktur scheint H. zu spielen, wenn er nicht nur die Reihenfolge der einzelnen Teile der *Passio*, sondern auch seiner Argumente abweichend von der Lesererwartung anordnet. Man könnte sich die Frage stellen, ob schon diese alternative Abfolge eine Art positivistischen Dekonstruktionsversuch darstellt, das innere Rätsel des Textes zu lösen. Auch wenn man sich andere - ebenso legitime - Kombinationen denken könnte, ist der Aufbau von H.s Buch aussagekräftig und beachtenswert (s. Inhaltsverzeichnis). Ein anderes Charakteristikum der *Passio*, die ungefähr 20 Seiten einer Standardedition umfasst, besteht darin, dass die Anzahl an Details sich im Interpretationsspiel quasi vermehrt und jede Einzelheit eine große narrative und symbolische Bedeutung annimmt. Aus diesen einzelnen Aspekten besteht also das Gewebe des Textes, der immer zwei

Dimensionen aufweist: er lässt sich einerseits existentiell und historisch, andererseits metaphorisch und eschatologisch lesen. Die größte Schwierigkeit für die Interpretationsarbeit besteht darin, beide Ebenen gleichzeitig zu berücksichtigen. Ein paradigmatisches Beispiel dafür sind die im Tagebuch beschriebenen Gesichte oder Visionen der Märtyrerin. Die einzelnen Elemente hier sind schon *per se* metaphorisch und symbolisch, und trotzdem sind sie Teil der Handlung genauso wie die realen Geschehnisse. Im Falle der Träume ist aber der Interpret unmittelbar mit einer Aporie konfrontiert: wenn man die einzelnen Details der Traumdimension für Äußerungen der individuellen Existenz der Protagonistin hält, dann ergibt sich eine grundsätzliche Unmöglichkeit, diese als Produkte einer mehr oder weniger gezielt literarischen Konstruktion aufzufassen. Wenn man aber die Träume narratologisch analysiert, ergibt sich eine starke erzählerische Kontinuität zwischen Wachen und Traum einerseits, und zwischen Tagebuch und Rahmenhandlung andererseits. Dies würde aber den Argumenten für die auch von H. vertretene Drei-Autoren-These die Grundlage entziehen. Um diesem Problem zu begegnen, kann man selbstverständlich versuchen, den gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhang zu beleuchten, in dem Perpetuas Bericht über ihre Träume entstand. Bei dieser Rekonstruktion gelingt es H. nicht immer, die historische Ebene von der fiktionalen getrennt und damit seine Interpretation im Gleichgewicht zu halten zwischen den beiden Polen von Geschichte und individueller Projektion einerseits, sowie von literarischer Darstellung und gesellschaftlichem Kontext andererseits. Diese beiden Spannungsfelder müssten m. E. den methodologischen Hintergrund bilden, wenn man sich den Visionen annähert. Fragen wie „Woran erkennt Perpetua, dass es sich um einen Ägypter handelt?“ oder „Wie stellen sich Nordafrikaner der Zeit Perpetuas Ägypter vor?“ (S. 161) erscheinen daher wenig angemessen und in diesem Fall geben sie nur Anlass zu teilweise redundanter, die gesamte griechische und lateinische Literatur umfassender Erudition, die schließlich nach siebzehn Seiten zu dem mehr oder weniger banalen Schluss kommt: „Wie sich deutlich gezeigt hat, ist ihr (*scil.* Perpetuas) Bild des Bösen (...) ebenso geprägt von paganen Ideen wie von christlichen“ (S. 177); eine ähnliche Haltung ist auch im dritten Exkurs „die Initiation“ zu finden. Es sei nebenbei bemerkt, dass die Menge an gelehrten Informationen, auch wenn sie vielleicht für eine Doktorarbeit angebracht sein mag, den Aufbau des Werks und seine innere Dynamik häufig undurchsichtig macht. H. unternimmt also nicht den Sprung von der

akademischen Arbeit zu einer essayistischen Form, die doch dem Text angemessener zu sein scheint.

Das Tagebuch, das Perpetuas letzte Tage und Träume verzeichnet, steht erwartungsgemäß im Zentrum der Untersuchung. H.s Textanalyse gelingt besonders gut, wenn er die existenziellen und narrativen Transformationen der Märtyrerin und der Figuren beschreibt. Im Bezug auf ihr Verhältnis zum Vater betont er: „Perpetua zieht sich Schritt für Schritt zurück aus einem Konflikt, der keine Antwort kennt. Was das Tagebuch uns vorführt, ist ein Prozess der Distanzierung und Ablösung“ (S. 72, s. a. S. 247: „Das Tagebuch ist die Frucht ihres Nachdenkens über sich selbst und ihre Situation“). Im Allgemeinen werden sowohl die verschiedenen Figuren und ihre Beziehungen zur Märtyrerin als auch die wechselnde narrative Perspektive zwischen Tagebuch und Bericht des Redaktors von H. mit Scharfsinn und Sensibilität behandelt (wichtige Bemerkungen zu letzterem finden sich auf S. 249ff., wo H. die Frage stellt, „wie sich Perpetuas Tagebuch und der Bericht des Herausgebers zueinander verhalten“). Hier sei bemerkt, dass H. die Bezeichnung „Herausgeber“ anstatt des in der Forschung geläufigen und m. E. angebrachteren „Redaktor“ verwendet). Einige wichtige Fragen aber werden leider nur als Randbemerkungen gestellt. Z. B. findet man in einer Fußnote (S. 198, Anm. 3) die für die *Acta Martyrum* zentrale Frage nach der Spannung zwischen Geschichte und Fiktion, die eigentlich seit Delehayes Arbeiten ein privilegiertes Gebiet der Forschung bildet. Auf derselben Seite werden dieser Textart von H. vier Aufgaben zugeschrieben: eine historische, eine liturgische, eine theologische und eine religiöse. Ihre literarische Funktion wird also zunächst völlig vernachlässigt und erst später (S. 262ff.) wird darauf hingewiesen, dass die *Passio* der Leserschaft auch „Unterhaltung“ bietet. Die Beziehungen zwischen Märtyrerliteratur und Roman werden nicht betrachtet, das Lemma „Roman“ taucht im Register auch nicht auf. Dennoch beschreibt H. immer wieder narrative Züge der *Passio*, die uns unmittelbar an den zeitgenössischen Roman erinnern (s. z.B. S. 228, wo von dem „erotischen Blick“ des Redaktors die Rede ist oder auch S. 250: „Die Perpetua des Berichts hat alle Züge einer Heldin“, eine Behauptung, die sich allerdings als problematisch für die Frage nach der Autorschaft erweisen könnte).

Wie schon erwähnt, nimmt H. sozusagen eine Umstellung der kanonisch zu behandelnden Themen vor, so dass er sich erst im letzten Kapitel mit der Frage der

„Authentizität des Tagebuchs“ (S. 266-275) auseinandersetzt. Das in H.s Band in den letzten Kapiteln (XI.-XIII.) behandelte Problem der Autorschaft ist im Fall der *Passio* das vielleicht komplexeste, alleine seine Behandlung wäre eines ganzen Buches würdig, wenn man die daraus erwachsenden narratologischen, literaturtheoretischen und philosophischen Implikationen bedenkt. Das XI. Kapitel trägt den Titel „Vom Erzählen“ und ist m. E. der gelungenste Teil des Buches, vor allem da er sehr gut die Perspektivwechsel der jeweils im Tagebuch, im Bericht und in der Vision des Satorus beschriebenen Perpetua-Figur zeigt (an dieser Stelle hätte die Frage nach der Sprache des Textes und seiner verschiedenen Teile vielleicht auch einen Platz verdient). Die Art und Weise, wie H. sich der Frage der Autorschaft nähert, bleibt trotzdem fest in einer positivistischen Perspektive verankert. Indem er sich von der Drei-Autoren-These unbedingt überzeugt zeigt, vernachlässigt er die aus einer methodologischen Skepsis erwachsenden Möglichkeiten, die der Interpretation eines so geheimnisvollen Werks einen unerwartet großen Beitrag liefern könnten. Auf den S. 259ff. appelliert H. an die Verbindlichkeit des Mythos, an seinen Gültigkeitsanspruch und seine Funktion als „kollektives Gedächtnis“. Diese Überlegung wird mit der Haltung des Redaktors verbunden, der anonym bleibt und sich „als Erzähler soweit wie möglich“ zurücknimmt. Perpetuas Martyrium wird also aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive als Mythos des frühen Christentums behandelt. Aber warum solche wichtigen Überlegungen nicht direkt mit der Frage der Autorschaft interagieren lassen? Für „heilige Texte“ ist die Frage nach dem Autor irrelevant: hinter jeder Schrift steckt Gott, der als wahrer und einziger Autor gilt, indem er sich der realen Agenten quasi als Vermittler und Medium seines Willens bedient. Die nicht zu lösende Frage der Autorschaft könnte durch diese Feststellung relativiert und historisiert werden, indem die Rolle von Text und Autor in ihren kulturellen und religiösen Kontext gestellt würde. Im Fall der *Passio* spricht nämlich die dunkle *Praefatio* dafür, dass der Redaktor sich vornimmt, inhaltlich und stilistisch heilige Texte nachzuahmen. „Das Tagebuch, das wir lesen, stammt also aus der Feder Perpetuas“: so H. auf der vorletzten Seite kurz vor dem Schluß als Krönung seines Buches, nachdem er sich mehrmals gegen einen „Fälscher“ geäußert hat (z. B. S. 244, Anm. 244). Perpetuas Tagebuch gilt ja als *novum documentum* („neues Zeugnis“) zur „Befestigung des Menschen“ und der Redaktor besteht darauf, dass Perpetua und Satorus tatsächlich die Autoren der ihnen zugeschriebenen Teile sind (Vgl. 2, 3 und 11,

1). Die Frage der Authentizität der drei Teile wird somit für die zeitgenössischen Leser bzw. Gemeindemitglieder unbedeutend, da für ihre Rezeption der *Passio* der historische Autor keine Rolle spielt. Trotz aller hier geäußerten Vorbehalte bleibt H.s Studie einer der wichtigsten Beiträge zum Verständnis des Werks. Der Untertitel seines Buchs lautet: „Ein Versuch zur *Passio Sanctarum Perpetuae et Felicitatis*“. Hier sei der Terminus „Versuch“ in seinem wörtlichen Sinn zu verstehen: das Änigma der *Passio* lässt sich kaum lösen und jede Analyse muss auf der Ebene eines *Versuchs* bleiben. Je mehr man versucht den Text zu verstehen, desto mehr entzieht er sich dem Verständnis. Sein Wesen, wie das jedes Meisterwerks, bleibt unbekannt.

Dr. Marco Formisano
Humboldt Universität zu Berlin
Invalidenstraße 110
D-10115 Berlin
marco.formisano@culture.hu-berlin.de